

# Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **4 (1936-1937)**

Heft 6

PDF erstellt am: **30.06.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# KLEINE RUNDSCHAU

---

## Hermann Suter

*Hermann Suter, von Wilhelm Merian. - Band 1: Ein Lebensbild als Beitrag zur schweizerischen Musikgeschichte. - Band 2: Der Dirigent und der Komponist. - Basel 1936, Verlag Helbing und Lichtenhahn.*

Der hohe Stand, den die schweizerische Musikpflege heute erreicht hat, ist noch jungen Datums. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beginnen die Versuche, sie aus der Enge eines ausgesprochen provinziellen Daseins zu befreien, allmählich sichtbare und dauernde Ergebnisse zu zeitigen. Es bedurfte offenbar — bezeichnend für die Eigenart schweizerischen Kulturlebens — zunächst der endgültigen Gestaltung unserer staatlichen Existenzform, der Lösung also der politischen Zeitfrage, ehe die musikalische beantwortet und der Anschluss an die Tendenzen gefunden werden konnte, die sich im Musikleben der umliegenden Länder, namentlich dem Deutschlands, geltend machten. Die stark das reproduzierende Moment betonende Durchdringung Deutschlands mit den Werken des Spätbarock (Bach und Händel), der Klassik und der Romantik, die dort um 1830 bereits in vollem Gange ist, beginnt, wenn wir von vereinzelt Versuchen absehen, bei uns erst rund vierzig Jahre später richtig einzusetzen. Die Führung hatte Zürich übernommen, das in Friedrich Hegar, einem gebürtigen Elsässer, einen bedeutenden Leiter für seine repräsentativen Konzerte besass. In Zürich fand auch die inzwischen erfolgte Verbindung und Gleichstellung des schweizerischen mit dem deutschen Musikleben seine erste Bestätigung durch das dort 1882 abgehaltene deutsche Tonkünstlerfest.

Die anderen schweizerischen Städte folgten in mehr oder weniger grossem Abstände. Die wichtigeren beginnen um die Jahrhundertwende den Vorsprung Zürichs allmählich einzuholen. Vor allem tritt nun Basel stark in den Vordergrund. Eine ins Einzelne gehende Geschichte des ungewöhnlichen Aufschwungs, den sein Musikleben seither genommen hat, bietet der Basler Musikhistoriker Wilhelm Merian in seiner Biographie Hermann Suters, die nunmehr, mit der Ausgabe des zweiten Bandes, der am 10. Todestage des früh dahingegangenen Basler Meisters erschienen ist, vollständig vorliegt. Das Ansehen, dessen sich Basel heute in der musikalischen Welt erfreut und das mit demjenigen Zürichs durchaus wetteifern kann, ist in der Tat vor allem das Werk Suters, der sich zwar auf wichtige Vorarbeiten seiner Vorgänger Reiter und Volckland stützen konnte, aber dennoch als erster die vorhandenen Kräfte zu jenen grossen Leistungen zusammenzufassen

verstand, die weit über die Grenzen der Rheinstadt und der Schweiz hinaus sich auswirkten.

Geradezu wegweisend für die Art, in der Suter der ihm harrenden Aufgabe gegenübertrat, steht am Anfange seiner Basler Tätigkeit die Durchführung eines weiteren deutschen Tonkünstlerfestes, die grösste Anforderungen an ihn stellte. Die ungewöhnlich sichere Bewältigung aller Schwierigkeiten (u. a. eine Aufführung der auch heute noch gefürchteten 16stimmigen a capella Mottete von Strauss) machte ihn und Basel mit einem Schlage berühmt und zerstreute alle Zweifel über die musikalische Bedeutung der Stadt und ihres Dirigenten. Der im besten Sinne gegenwartsnahe Geist, der mit Suter gewonnen worden war, machte sich bald auch im normalen Betriebe geltend, dessen Programme, neben der selbstverständlich im Mittelpunkte stehenden Pflege der klassischen Werke, auch den Schöpfungen der zeitgenössischen Musik bemerkenswert viel Platz einräumen. Auf der langen Liste der von Suter aufgeführten (und vom Publikum begreiflicherweise nicht mit restloser Begeisterung akzeptierten) neuen Werke — neben vielen schweizerischen Erstaufführungen steht eine stattliche Reihe von Uraufführungen — fehlt bis in die letzte Zeit hinein kein wichtiger Name.

Suters kompositorisches Werk lässt ermassen, welche Ueberwindung es ihn gekostet haben mag, gewisse extrem moderne Schöpfungen vor der Oeffentlichkeit zu vertreten, deren, wie er richtig erkannte, bis zur Absurdität einseitige Tendenzen seinem aufs Ganze gerichteten Streben im Innersten zuwider sein mussten. Merian schenkt der schöpferischen Tätigkeit Suters mit Recht besondere Aufmerksamkeit. Die mehr andeutenden Bemerkungen, die er darüber im ersten, die eigentliche Lebensgeschichte schildernden Bande seiner Biographie macht, vertieft er im zweiten zu einer umfassenden, in das Werk und seine Eigenart mit grosser Liebe eindringenden Darstellung. Auch in dieser Hinsicht besitzt das Buch besondere Bedeutung. Denn Suter gehört in die erste Reihe jener Komponisten, die, sehen wir von dem etwas älteren Hans Huber ab, nach längerer Unterbrechung zum ersten Male wieder, um die Jahrhundertwende, die Existenz eines schweizerischen Musikschaffens bezeugen, das trotz seiner unverkennbaren, übrigens auch natürlichen Verbindung mit dem deutschen doch seine eigenen Wege geht. Davon legen nicht nur die Suterschen Männerchöre oder die, zu verschiedenen Gelegenheiten geschaffenen Festspiele Zeugnis ab. Das Ausland hat denn auch nicht verfehlt, das schweizerische Wesen des Suterschen Werkes, das ihm durch die Sinfonie, das Violinkonzert und vor allem durch die „Laudi di San Francesco d'Assisi“, der reifsten Frucht dieses Talentos, bekannt geworden ist, immer wieder zu betonen — wobei es freilich recht unterschiedliche Eindrücke und Vorstellungen gewesen sein werden, die diese Bewertung veranlassen mochten! Wie dem auch sei: Suter darf jedenfalls den Ruhm für sich beanspruchen, mit den „Laudi“ nicht nur dem schweizerischen, sondern auch dem deutschen, ja dem europäischen Musikleben ein Werk

von bedeutendem Formate und Gehalte geschenkt zu haben, das fast überall, wo es erschien, als ein Ereignis besonderer Art gewürdigt wurde.

Eingehend behandelt Merian die Kindheit und Jugend seines Helden. Suter wurde am 28. April 1870 in dem Rheinstädtchen Kaiserstuhl geboren. Die Eindrücke, die er dort gewonnen und die sich mit ähnlichen aus dem benachbarten Laufenburg, wohin die Eltern bald übersiedelten, verbanden, haben in dem reifen Manne lebendig nachgewirkt. Die ländlich idyllische und doch des grossen Zuges nicht entbehrende Rheinlandschaft lässt ihn schon früh jenes innige Verhältnis zur Natur finden, das später seinen reinsten Ausdruck in der Vertonung des franziskanischen Sonnengesanges finden sollte. Sie mag auch jene Neigung zur Romantik, die Suter mit allen Kunstgenossen seiner Zeit teilt, genährt, ihn aber, da er sie der Anschauung echter Verhältnisse verdankte, zugleich vor der falschen Romantik behütet haben, die in den Jahren seines Werdens dem deutschen Musikleben den Stempel aufdrückte. So findet der Jüngling auch gegenüber dem Phänomen Wagner, von dem er zunächst aufs stärkste erschüttert wird, bald wieder seine Fassung zurück und kann auch der Gegenseite — Brahms — ihr Recht widerfahren lassen. Vielleicht hat sich in dieser für den Komponisten Suter entscheidenden Auseinandersetzung mit den damaligen musikalischen Strömungen auch die typisch schweizerische Eigenschaft nüchternen Sachlichkeit, das Vermögen, immer wieder den Boden der Realität zurückzufinden, in glücklicher Weise geltend gemacht; es gehört jedenfalls, in seiner Bedeutung, zum Bilde des musikalischen Leiters Basels, dem es gestattete, das Ziel für sich und für die seiner Führung Anvertrauten weit zu stecken und es, ohne den Bogen zu überspannen, selbst unter den ungünstigsten Voraussetzungen (wie etwa während des Weltkrieges) noch zu erreichen.

Dass Suter, als begeisterter Hörer, zu Füssen Jakob Burckhardts gesessen hat, kurz bevor er sich endgültig zum Musikerberuf entschloss, dürfte wenig bekannt sein, wirft aber ein charakteristisches Licht auf seine Bemühungen, sich möglichst nach allen Seiten hin auszubilden. Er hat sie auch nach der endgültigen Entscheidung der Berufsfrage fortgesetzt, und mit Recht darf ihm Merian nachrühmen, er sei ein würdiger Träger des humanistischen Lebens- und Bildungsideals gewesen, dazu berufen, die alte humanistische Tradition Basels hochzuhalten. Die philosophische Fakultät der Universität Basel hat Suter 1913 zum Ehrendoktor ernannt, eine Auszeichnung, die er in freier lateinischer Rede verdankt haben soll!

Eine Reihe illustrativer Beigaben — Porträts, Bilder der Landschaften, die der Hintergrund Suterscher Werke sind, Faksimiles — schmücken das lesenswerte Buch Merians, das in der Tat zu den gewichtigsten Beiträgen zur neueren schweizerischen Musikgeschichte gehört.

**Erhart Ermatinger.**

## Tessiner Neuerscheinungen

Galileo Galilei, Mathematiker, Physiker, Astronom — wer könnte sich diesen Grossen auch als Vater denken?

Und doch, die Locarnesin Annina Volonterio zeigt ihn in ihrem kleinen Buch „Suor Maria Celeste Galilei“ (Libreria del Sacro Cuore, Torino) nur als solchen. Drei illegitime Kinder hatte Galileo Galilei, einen Sohn Vincenzo und zwei Töchter: Virginia und Livia. Nur eine davon, Virginia oder, nach ihrem Eintritt ins Kloster „Schwester Maria Celeste“, hat ihn mit ihrer intensiven selbstlosen Liebe bezwungen. Selten hat Kindesliebe einen solchen Ausdruck gefunden, wie ihn die Briefe der jungen Nonne offenbaren.

Beide Töchter steckte Galileo schon mit dreizehn Jahren ins Kloster; so glaubte er sich jeder Sorge um sie enthoben. Doch er hatte nicht mit dem Schicksal gerechnet. Er, der nur Hirn war, nur der Wissenschaft ergeben, merkte kaum wie nach und nach sein hartes zerstreutes Herz durch die Hingabe seines Kindes besiegt wurde, und nirgends scheinen Patrarca's Worte so am Platz wie hier:

„Es ist kein Herz so hart, dass es durch Weinen,  
durch Beten, Lieben sich nicht rühren liesse...“

Die ergreifenden Briefe, die Annina Volonterio zitiert, zeigen mit welcher zärtlicher Diplomatie Suor Maria Celeste den Vater immer mehr gewinnt. Trotz der bitteren Armut des Klosters beschenkt sie ihn mit Backwerk, mit Süssigkeiten oder mit Arzneien aus ihrer Hausapotheke. Sie verlangt aber auch nach seinem Rat, seiner Hilfe; und er, der sich jeder Verpflichtung um seine beiden Töchter entziehen wollte, wird allmählich zum Beschützer und Wohltäter des ganzen Klosters. Er wird zu dessen Uhrmacher und Geldleiher; er lässt sich vorstellen, bewundern und lieben und tritt bei Erzbischöfen und Herzoginnen für das Kloster ein. Wie oft hat es ihn wohl geschmerzt, dies Kind seines Geistes ins Kloster verbannt zu haben; denn Suor Maria Celeste liebt und bewundert ihren Vater nicht wie andere Kinder; nein, sie bewundert, weil sie versteht, weil ihr Verstehen die Frucht einer durch ihn geweckten, durch ihn belebten Intelligenz ist. Endlich hat ihre unermüdliche Liebe auch das Höchste errungen. Galileo nimmt sich ihrer geistigen Entwicklung an; er korrigiert z. B. ihre Bittschriften an Gönner des Klosters; er fördert ihren musikalischen Sinn und wählt eigens die Musik aus für sie; denn ihr ist im Kloster das Amt der Organistin anvertraut. Schliesslich überzeugt er seine Tochter, dass die Frau nicht vom Wissen ausgeschlossen sei und lässt sie sogar an seinem Schaffen teilnehmen. Auch in seinen schwersten Jahren, während seines Prozesses in Rom oder Siena, findet er bei ihr Trost.

Das Schicksal ist grausam, denn im Augenblick, da er sie am nötigsten zur Seite haben sollte, als sein Gnadengesuch, nach Florenz zurückzukehren, abgewiesen wurde, entriss ihm der Tod sein treues Kind.

Vielleicht konnte nur eine Frau diese selbstlose Liebe ganz nachempfinden. Annina Volonterio hat in ihrer seelenvollen Studie dem Bild des grossen Meisters jenes seiner Tochter in warmen Farben zur Seite gestellt. —

„*Quel Mazzolin di Fiori*“ (Istituto editoriale ticinese, Bellinzona), diese Anfangsworte eines italienischen Volksliedes eröffnen eine Reihe von Vorträgen und Reden, welche von der Leitung des südschweizerischen Radios in Form einer Broschüre herausgegeben wurden. Es ist wirklich ein Strauss bescheidener volkstümlicher Blumen, die von der heimischen Erde erzählen; es sind ergreifende Stimmen, die so viele Namen ausgewanderter Brüder aufleben lassen, Tessiner, die durch ihre Werke in der Fremde ein Ruhm der Heimat geworden sind.

„Denkt euch Rom“, mahnt Ogo Donati, „ohne die Fassade des St. Peters von Maderno, ohne des Palast des Vatikans, ohne die Obelisken des Domenico Fontana von Melide...“

„Was wäre Venedig ohne die Werke des Lombardo Solari von Carona, des Longhena von Maroggia, des Sardi von Morcote, der Continino und der Da Ponte von Lugano und vielen andern?...“

„Befindet sich nicht heute die Ausstellung der Werke Tizians in den reichen Sälen des Palazzo Pesaro, die von unserem Longhena erbaut wurden?“

In all diesen Vorträgen dieselbe Liebe, dieselbe Hingabe an die Eidgenossenschaft, ob sie Not und Ruhm der Emigranten schildern, oder das Lebensbild verehrungswürdiger Männer, wie Vincenzo Vela und Ulrico Hoepli skizzieren; ob sie in unterhaltender Weise den Namen einer kleinen Stadt wie Chiasso zu deuten suchen oder eine alte Chronik durchblättern; eine helle Note zwischen diesen Prosaseiten sind die Dialektgedichte des Tessiners Glauco. Kurz, es war eine glückliche Idee des südschweizerischen Radios, gerade diese flüchtigen Radiokundgebungen in Buchform festzuhalten. —

Eine weitere interessante Veröffentlichung des südschweizerischen Radios ist Guido Calgaris Karfreitagsspiel „*Il Campo del Sangue*“ (Eb.), der Blutacker oder Hakeldama, wie er in der Apostelgeschichte genannt wird. Es ist das Feld, das Judas Ischariot aus seinem Verrat bezahlt, die Stätte, wo er sich selbst gerichtet hat.

In fünf kurzen lebendigen Szenen entbrennt der Kampf um Christus. Da sind die beiden Hohepriester Caiphas und Hanan, die den ängstlich schwankenden Lazarus mit ihrer Dialektik zu verwirren suchen: „Wenn du auferstanden bist, so müsstest du ja Christus, der Sohn Gottes sein“. Da ist der Schriftgelehrte Nikodemus, der Zweifler und Sucher nach dem Licht der Wahrheit. Da sind alle jene, die glauben und lieben, ohne zu fragen, Jesu Freunde: Johannes, Petrus, der Centurion Longinus, Dismas der Dieb und Maria die liebende. Eine rührende Fi-



gur ist der Jüngling, dem auf der Flucht aus dem Garten Gethsemane die Häscher das Gewand entrissen. Ihn lässt Calgari als Sohn des Barnabas zum letzten und glühendsten Anhänger Jesu werden. Pilatus stem-pelt er zum Bruder des Judas. Dieser aber ist die stärkste, die am schärfsten umrissene Persönlichkeit. In ihm, dem Sohn der Finsternis, verkörpert sich das falsche Weltwissen, das in fruchtlosem Kampf gegen das Wunder, das Uebernatürliche unterliegen muss.

Golgäta und Hakeldama — zwei Symbole: das eine Licht und Beja-hung, das andere Verneinung und Finsternis. Für Judas Ischariot findet Calgari kein Wort der Gnade. Im letzten Akt, auf dem „Campo del Sangue“ fleht Judas: „Simon Petrus, Petrus, ein Wort, nur ein Wort, höre mich, Petrus!“ „Maledetto“ — „Verfluchter“, ist das letzte Wort, das in seine Verzweiflung hineindonnert; und dennoch schaut er ster-bend noch empor nach jener Güte, die in Ewigkeit gesegnet ist, nach jener Güte, die er fürchtet.

So klingt dieses Weihespiel aus.

Calgari hält sich in dieser Arbeit möglichst an die heilige Schrift. Um aber das moderne Wort der feierlichen Einfachheit des Bibeltextes an-zupassen, musste er vielfach den persönlichen Stil opfern.

Obwohl Calgari nicht an die letzten Erkenntnisse rührt und sein Spiel auch nicht Anspruch erhebt auf tiefere Wirkungen, fehlt ihm doch die dramatische Spannung nicht. —

Hier möchte ich noch auf eine patriotische Arbeit Guido Calga-ris und F. Hunzikers „Il nostro San Gottardo“ (Selbst-verlag des Herausgebers Hunziker, Trogen), hinweisen. Diese Schrift, das dritte einer Reihe italienischer Lesehefte, mit einem Präparationsanhang, dürfte besonders für schweizerische Schulen wertvoll sein. Der Gotthard als Symbol der Rassenvereinigung geschildert, wird die Jugend begeistern.

In ihrem Bändchen: „O d o r d i P a e s e“ (Eh.) hat Angela Musso-Bocca mit erzieherischen und folkloristischen Absichten reizvolle Skiz-zen und freundliche Jugenderinnerungen aufgereiht, die da und dort eines ländlichen Humors nicht entbehren.

Ein besonders erfreuliches Geschenk sind die neuen Gedichte „Il mio sentiero“ des Tessiners Valerio Abbondio; sie sind aus der Land-schaft erblüht und wecken die Sehnsucht nach milderem Himmelsstrichen, nach Stille und Besinnung. Was diese Verse auszeichnet, ist ihr schlichtes Dahinfließen, ihre durchsichtige Klarheit, dem Wasser vergleichbar, von dem der Dichter brüderlich singt:

„... creatura quasi	.....
umana, più che pianta ed animale	o nahezu menschliches Wesen,
vicina al mio sentire.	mir näher als Tier oder Pflanze...

